

(Nachdruck verboten.)

1) Im Kreise.

Erzählung von Waclaw Sieroczewski.
Deutsch von Rosa Schapire.

In einer dunklen jakutischen Jurte, auf einer niedrigen, der Wand entlang laufenden Holzbank, dem Herdfeuer gegenüber, lag eine kranke Frau. Der beste Winkel im Zimmer, der trockenste und hellste, wo sonst der Hausvater und seine Ehefrau schliefen, war ihr eingeräumt worden. Die Einwohner der Jurte behandelten sie mit der größten Sorgfalt; die kalte Mauer neben ihrem Lager war mit weißem Hasenfell bekleidet und die Kissen selbst, auf denen sie lag, waren besonders hoch gebettet.

Das Feuer glomm auf dem Herde. Nur das weiße Bett der Kranken und ihre weiße Gestalt leuchteten aus der Dämmerung, die das Zimmer erfüllte. In geringer Entfernung, im Schatten, nur Kopf und Hand zum Lichte gekehrt, saß eine Jakutin auf einem Holzschemel und nähte Schuhzeug. In gewissen regelmäßigen Pausen hörte man, wie sie den jechnigen Faden durch das Leder zog. Die Kranke atmete schwer und hörbar. In einer Ecke spielte ein jakutischer Bub mit einem etwa fünfjährigen Mädchen in europäischen Kleidern. Die Kinder bauten mit Klötzchen und sprachen leise mit einander.

„Wirtin! . . . Wirtin! . . .“ sagte die Kranke mit Anstrengung.

Die Jakutin legte die Arbeit unwillig aus der Hand und stand auf, um die Blut wieder anzufachen.

„Was denn?“

„Geh! . . . Sieh! . . . Sei nicht böse, daß ich Dich störe . . . Aber ich fürchte, ich werd's nicht mehr erleben . . . Ist noch nichts zu sehen?“

Die Jakutin neigte sich über die Kranke und sah auf ihr eingefallenes Gesicht: sie bemühte sich, den Willen der Kranken aus dem Ausdruck der Augen, der Bewegung der vom Fieber verbrannten Lippen zu erraten.

„Ach, sie versteht nicht . . . Welche Qual!“

„Das? . . . Das zeige . . . Welche Qual!“

Die Kranke wies nach der Thüre.

„Eng . . . eng! . . .“ nickte die Jakutin, strich Kissen und Decke, die sich verschoben hatten, zurecht und ging hinaus.

In der Jurte wurde es ganz still; selbst die Kinder schwiegen und alle Blicke hingen an der Thüre. Die Kranke lag unbeweglich; der Kopf neigte sich zur Seite, die Augen waren geschlossen und die langen Wimpern warfen einen Schatten auf die eingefallenen Wangen. Durch die geöffnete Thüre drang ein Luftzug, das Feuer flammte auf und warf rötliche Strahlen auf das weiße Fell an der Wand, auf die Kissen und auf die langen, goldblonden Haare, die gleich einer Aureole das Gesicht der Kranken umgaben. Auf einem kleinen Tischchen neben ihr lag eine goldene Uhr, Gläser und Flasens; verschiedene Reise-Utensilien standen umher.

„Zofia, komm her . . . Wo bist Du?“ flüsterte die Kranke. Das Mädchen stand auf und klopfte ihr Kleidchen ab.

„Da bin ich, Mammali.“

Sie lief zur Mutter hin und legte ihr Nackenköpfchen aufs Kissen. Auch der kleine Jakute stand auf und folgte ihr; er lehnte sich gegen die Kissen und begann an der Stiderei der Bezüge herumzuputzen.

„Thut es weh, Mammali, thut es sehr weh?“ fragte die Kleine und sah der Mutter aufmerksam ins Gesicht.

„Väterchen ist nicht da . . . er kommt nicht,“ klagte die Kranke.

Die Thüre knarrte, auf der Schwelle zeigte sich die Jakutin.

„Sie müssen's sein . . . Wer auch sonst? . . . Zwei kommen! . . .“ schrie sie glücklich. „Meinen hab' ich erkannt . . . Noch weit an der andren Seite vom See!“

Die Kranke richtete sich hastig auf und öffnete weit die fieberhaft glänzenden, großen Augen. Die Jakutin erkannte, daß sie sie nicht verstanden habe und begann sich durch Zeichen deutlich zu machen; sie klopfte sich auf die Hand, um das Pferdegetrappel anzudeuten.

„Einer — mein Bauer, zwei — Dein Bauer,“ sagte sie russisch.

„Er kommt endlich! Wirtin, nimm das fort! Schneller!“ rief die Kranke und wies auf die herumstehenden Sachen. Erregt richtete sie sich in den Kissen auf.

„Kämme mich! . . . Zofia, gib den Stamm! . . . Wasch' das Kind! . . .“

In der Jurte herrschte lebhafteste Bewegung. Aber die Reiter waren noch weit, und so wurden die Frauen fertig, ehe jene kamen. Die Kranke, gekämmt, in sauberer weißer Negligéjacke, wartete lange, und schon begannen ihre Kräfte zu schwinden, als auf dem Hofe endlich Pferdegetrappel laut wurde und Schritte und Männerstimmen näher kamen.

Die Thüre wurde weit geöffnet und auf der Schwelle erschien ein großgewachsener Mann. Er blieb neben der Thüre stehen und löste in fieberhafter Eile die Lederriemen seines Reise-Anzuges.

Die Jakutin legte noch einige Holzscheite ins Feuer.

Die Augen der Kranken, deren ganzes Leben sich im Blick konzentriert hatte, hingen an dieser ungraziösen Gestalt, die von Kopf bis Fuß in schneebedecktes Pelzwerk gehüllt war.

Endlich fiel die Kapuze, die das Gesicht des Ankommenden bedeckt hatte, und die teuren, so lange nicht gesehenen Augen ruhten auf ihr mit einem Ausdruck innerer, verzehrender Angst.

„Ich sehe Dich . . . endlich, endlich!“ flüsterte sie und streckte ihm die Arme entgegen.

In einem Augenblick lagen die übrigen Pelze auf dem Boden, und er kniete neben dem Bette der Kranken.

„Geliebte! Du hast es gewagt!“

„Ich konnte es nicht länger aushalten, ich konnte nicht,“ flüsterte sie, indes ihr die Thränen in Strömen über das Gesicht flossen.

„Warum hast Du nicht wenigstens geschrieben? Ich wäre in die Stadt gekommen. Wie muß Dich der Weg angestrengt haben!“

„Ich habe einige Male geschrieben, von der Stadt aus und von unterwegs . . . Du bekommst wohl nicht alle Briefe? Ich habe mich so geeilt . . . Sie sagen, daß die Wege hier im Frühling unfahrbar werden, und im Sommer kann man nicht anders zu Dir kommen, als zu Pferde oder zu Fuß . . . Ist das so? So haben sie gesagt . . . In der Stadt wurde ich krank . . . Dort herrscht eine Epidemie . . . Diphtheritis. Und da hatte ich Zofias wegen Angst . . . Und ich hatte Angst, daß ich Dich vielleicht nie mehr sehen werde.“

Eine leichte Röte bedeckte ihre durchsichtigen Wangen, sie lächelte und legte ihre wohlgeformte, aber magere Hand auf die Stirn ihres Mannes. Er nahm diese Hand und drückte sie ans Herz.

„Nun? Fragst Du nicht nach Deinem Kinde? Zofia, komm, sag' dem Papa Gutentag.“

Er stand auf und sah sich mit einer gewissen Behendigkeit im Zimmer um. In der Ecke, mitten unter den Jakuten, stand sein Töchterchen. Als es dem Blick des Vaters begegnete, wandte es das Köpfchen fort und machte einige Schritte nach rückwärts.

„Zofia, nicht scheu sein!“ sagte die Mutter.

„Komm zu mir, Kleine!“ rief der Vater.

Sie aber rührte sich nicht. Da kam er zu ihr und wollte sie auf den Arm nehmen, aber das Kind lief schreiend fort.

„Rühr' mich nicht an!“ rief es. „Mama, das ist der Papa ja gar nicht, der Papa auf dem Bilde! Ich fürchte mich. Der Mann trägt einen häßlichen Rock und hat einen langen Bart . . . Das ist ein Jakute!“

Er aber nahm das Kind auf den Arm und bedeckte es mit Klüssen. Es weinte und riß sich aus seinen Armen. Um es zu beruhigen, setzte er es auf die Kissen neben die Mutter.

„Wundere Dich nicht, Oles,“ sagte die Kranke, „Du hast Dich verändert . . . Auch ich sehe etwas Fremdes in Dir!“

„Wie sollte sich das Würmchen sich auch meiner erinnern? Das war ja kaum ein halbes Jahr alt!“

Neben der Mutter begann die Kleine allmählich wieder Mut zu fassen. Noch hingen Thränen an den Wimpern, aber schon lächelte sie, und die großen, hellen Augen hingen am Vater mit prüfendem, beinahe herausforderndem Blick.

„Dir wie aus dem Gesicht geschnitten,“ sagte er.

„Nicht ganz . . . Stirn und Kinn hat sie von Dir, nur die Augen vielleicht . . .“

„Und ist sie lieb und artig?“ fragte Alexander, nahm das Kind auf den Arm und warf seiner Frau einen viel-sagenden Blick zu.

„Ein liebes Mädel . . . Zerreizt seine Kleider nicht und macht keine Flecke . . . Weint nicht beim Waschen . . . Nicht wahr, Zosia? . . . Mein Gott, schon wieder . . .“

Und ein dumpfer Hustenanfall, wie ein Stöhnen, schüttelte ihren Körper.

Alexander sprang auf, aber er wußte nicht, was er thun sollte. Die Wirtin bemerkte es, sprang hinzu, umfaßte die Kranke und legte ihr vorsichtig die Hand auf die Brust. Der Anfall dauerte lange. Endlich war er vorüber, erschöpft sank die Frau in die Kissen. Ihr Gesicht wurde wachsgelb, auf die Stirn traten große Schweßtropfen und in der leuchtenden Brust rasselte es. Alexander stand blaß neben ihr mit dem Kinde auf dem Arm. Das hatte sich schon an ihn gewöhnt und spielte mit seinen Haaren. Die Kranke bemerkte es, als sie die Augen öffnete, und versuchte zu lächeln.

„Fürchte Dich nicht . . . Das ist nichts . . . Ich werde gesund werden . . . Du wirst schon sehen . . . Es wäre zu schrecklich . . . Ich werde gesund werden und dann, Odis^{*)}, wird alles gut sein. Du hast mir geschrieben, daß Du ein Häuschen hast . . . auch einen Garten? Setz' Dich, erzähle! Ist es groß? . . . Ein Haus oder eine Jurte? Nur ein Zimmer? Vielleicht kann man das ändern . . . Und hast Du Milch? . . . Eine Kuh? Du wirst sehen, wie schnell ich gesund werde in der frischen Luft und bei guter Milch . . . Mein Leiden ist durch Kummer entstanden und Sorge . . . Weißt Du noch, wie gesund ich war und wie kräftig!“

Wieder begann sie zu husten. Alexander richtete sie behutsam auf und stützte ihren Körper. Diesmal war der Anfall noch stärker und dauerte noch länger. Schließlich kam auch Blut.

„Rette mich! Einen Arzt!“ stöhnte die Kranke und sah ihren Mann mit erloschenen Augen an.

(Fortsetzung folgt.)

Björnstjerne Björnson.

Die Zeit hat größere Dichter, aber keinen, der mit dem Volk, in dem er auftrat, so verwachsen erscheint, keinen, der in den politischen Kämpfen der Nation so unermüdet mitgekochten und mit gleicher Unmittelbarkeit auf das Bewußtsein der Massen gewirkt hat wie Björnstjerne Björnson. Ein Leben, losgelöst vom Vaterlande, wie es Ibsen Jahrzehnte hindurch geführt hat, wäre ihm unerträglich gewesen. Ihn zog es aus der Ferne immer wieder bald zurück. Norwegen ist ihm Heimat und Kampffeld zugleich. „Dort will ich wohnen.“ schreibt er, „dort prügelt und geprügelt werden, dort singen und sterben.“ Die Massen — das sind in Norwegen die Bauern und was an ländlicher Bevölkerung sich um sie herum gruppirt. Ihr Blut fließt auch in Björnsons Adern. Sein Vater war, ehe er in späteren Jahren eine Pfarre übernahm, ein Bauer. Es ist die Zähigkeit, die Frische und Gesundheit unverbrauchter Geschlechter in ihm, die in harter, doch nicht zum Uebermaß gespannter Arbeit in Feld und Wald und freier Waldbluft aufgewachsen sind. Und diese Kraft muß sich im Kampf entladen. Nicht mit kritischem Verstande, mit stürmischem Enthusiasmus faßt er, was ihm als neue Wahrheit gegenübertritt, und eilt, es zu verkünden. Der Wille des Thatmenschen steht hinter dem Intellekt und wehrt ihm instinktiv, in dunkel-labyrinthische Bahnen, auf denen die Lust und Kraft des Handelns leicht erlahmen kann, sich zu verlieren. Wenn Ibsen vor sich sagt: nicht antworten, fragen ist mein Amt, so setzt sich umgekehrt bei Björnson alles Fragen schnell, und oft mit hastiger Ueberstürzung, in klipp und klare Antwort und in schlagkräftige Parolen um. Mit prächtigen, herzerquickenden Worten hat er selbst von der Glut seiner Wahrheitsliebe, wie von den Schranken, die seiner Natur gesetzt sind, erzählt in einem Brief aus jener Zeit, als sich in ihm der Bruch mit dem alten Glauben vollzog: „Mein ärgster Feind kann die Wahrheit in den Händen haben; ich bin dumm und stark; aber sehe ich wenn auch nur durch einen Zufall die Wahrheit, so zieht sie mich unwiderstehlich an. . . Ist eine solche Natur nicht leicht zu verstehen? Sollte man nicht glauben, daß es besonders den Norwegern nahe liegt, sie zu begreifen? Ich bin Norweger. Ich bin Mensch. Ich möchte in der letzten Zeit mich fast unterzeichnen der Mensch, denn es kommt mir vor, als ob dieses Wort hier bei uns in diesem Augenblicke gleichsam neue Vorstellungen erwecke.“

Es hat lange gedauert bis zu jenem Bruche. Der junge Björnson wuchs auf mitten in den religiösen und nationalen Traditionen Norwegens, das damals von dem Wellenschlage des

mittel- und westeuropäischen Geisteslebens noch kaum berührt wurde. Er fühlte keinen Gegensatz zu dieser in sich abgeschlossenen kleinen Welt. Aus dem väterlichen Pfarrhause ging es auf die Unberktheit nach Kristiania, wo er sich bald journalistischer Thätigkeit zuwandte. Wie Ibsen war er dann zeitweise auch Theaterleiter und schrieb alt-nordische Heldendramen. Viel eigenartiger als diese ersten Stücke waren seine Bauern-Novellen, die den Namen des erst Dreißig-jährigen weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus berühmt machten. Es sind Geschichten einfacher Bauernburschen und Mädchen, die nach einigen Jugend-Kümmernissen ein freundliches Gesicht zusammenführt. Sagen und Lieder klingen hinein und rufen das Andenken der Väter wach. Die Schilderung ist voller Anschaulichkeit, befeelt von einer innig warmen Anteilnahme. Freilich, die Sympathie wird zur Idealisierung. Heute wollen uns diese schmutzen, sauber sittsamen und keuschen Gestalten, die damals so bewundert wurden, nicht mehr so recht als echtes Bauernblut erscheinen. Von den hohen Bergen herab sieht Björnsons Auge Menschen und Dinge in selbst-samer Verklärung. Trefflich dünkt ihm das Leben. Der liebe Gott hat alles herrlich eingerichtet und sorgt, daß wahre Liebe wie alles Tüchtige und Gute auch nach Gebühr entlohnt wird. Der kindliche Glaube, mit dem er seine Burschen und Mädchen ausstattet, man spürt es überall hindurch, ist auch sein eigener.

Die Weltanschauung war engbegrenzt, idyllisch, wie der Stoff und der Ton dieser Erzählungen. Erst in den siebziger Jahren regt er die Schwingen zu weiterem Fluge. Es war die Zeit, in der von Dänemark her ein belebender Flußstrom moderner Ideen in das stagnierende Geistesleben Norwegens drang. Brandes, der berühmte Essayist und Vorkämpfer der Bewegung, mit Björnson persönlich befreundet, erzählt in seiner ausgezeichneten Charakteristik des Dichters, mit welchem Feuereifer der damals schon Vierzigjährige all das Neue, Fremde sich anzueignen, den eignen Geist zu weiten und zu vertiefen strebte: Er las in jenen Jahren ungeheuer viel, Bücher in allen Sprachen und jeglicher Art. Der Liberalismus John Stuart Mills und die Darwinsche Theorie machten einen tiefen und bestimmenden Eindruck auf ihn, ebenso wie die Werte vergleichender Religionsgeschichte und die kritisch literarische Richtung Taines.

Sein ganzes Interesse lehrt sich modernen Verhältnissen und Problemen zu. Es beginnt die Reihe seiner bürgerlichen Gegen-wartsdramen. Ibsen war im Jahre 1869 mit dem „Bund der Jugend“, einer Komödie, die bei aller satirischer Schärfe noch deutlich die Abstammung von dem französischen Intriquen-Lustspiel zeigt, vorangegangen. Im Jahre 1876 erschien dann nach einigen weniger gelungenen Vorversuchen Björnsons „Fällissement“. Es bezieht den Höhepunkt, den seine Schauspielbücherei in diesem Jahrzehnt erreicht. Der „Redakteur“, das „Neue System“, auch „Leonarda“ haben bei weitem nicht die dramatische Wirklichkeit dieser einfach und natürlich entwickelten Szenen. Vergleicht man das Drama mit Ibsens bald darauf erschienenen „Stützen der Gesellschaft“, so frappieren die verwandten Züge. In beiden Stücken dieselbe gegen Lüge und hohles Scheinwesen gerichtete Tendenz, an ähnlichen Verhältnissen entwickelt. Hier Trilde, der betrügerische Bankrottier, dort Konsul Bernide als der geständige Sünder. Die Wahrheit triumphirend aber ohne Vernichtung der Schuldigen, in vorwiegend ferner Verwendung. Und auch in Wabburg, dem energischen bis zum Hochmut strengen Mädchen mit den herben Wahrheitsworten, die dann dem armen Samas ihre Hand reicht, ist vieles, was an Ibsensche Mädchen- und Frauengestalten erinnert. Einen Augen-blick konnte es scheinen, die beiden zögen auf gleicher Straße daher, nach gleichen Zielen, ausgestattet mit ähnlichen Mitteln dramatischer Gestaltungskraft. Aber was für Björnsons Kunst einer der Gipfel, das war für Ibsen nur ein leichtes Vorpiel in den Niederungen. Dann klimmt dieser einsam schwindelnd steile Pfad aufwärts, die niemand ahnte. Nur zwei Jahre scheiden „Kora“ von den „Stützen der Gesellschaft“ und „Kora“ folgen die „Gespensster“, dem „Volls-feind“ die „Wildente“ und „Rosmersholm“. Aber eine ganze Welt trennt die in diesen Werken sich offenbarende Kunst von dem soliden ehrenwerten Können jenes Vorpiels. Form und Inhalt des bürgerlichen Dramas sind von Grund aus erneuert. Statt eines lockeren, breiten Auseinandersetzen, straffstes spannungs- und stimmungsvollstes Scenengefüge, eine Kunst, die in dem Gegenwärtigen das Vergangene, aus dem das Schicksal hervor-wächst, in gespenstigen Tönen mitschwingen läßt, die in geheimnis-volle Tiefen leitet und in der einfachsten Sprache des Alltags die verborgenen leisesten Seelenregungen entschleierte. Es ist Problem-dichtung, sofern das Einzelschicksal, das Ibsen entrollt, zugleich immer in seiner Beziehung zu allgemeinen Fragen erfasst wird. Der Gegensatz von Wahrheit und Schein geht als ein Leitmotiv durch diese ganze Reihe. Aber während Björnson, wo er Probleme behandelt, ferner naturgemäß auf eine klare Tendenz auf offene ein-deutige Antworten hinstrebt, wird Ibsen mehr und mehr zum räthselvollen Frager. Von dem durchaus polemischen „Vollsfeind“ abgesehen, dem frischen Gegenschlag, mit dem er auf das Lamentogeschrei seiner durch die „Gespensster“ „sittlich“ enttäuschten Landsleute antwortete, läuft nur der Schluß der „Kora“ in eine scharf ge-schliffene Spitze der Tendenz aus. Sonst fließt er mit gekreuzten Armen aus dem Hintergrunde dem Spiel der Gegensätze zu.

Wie in der ersten Periode Björnsons wechselt auch in dieser zweiten poetisches Schaffen mit politisch agitatorischer Thätigkeit. In den Besatzungskämpfen der norwegischen Volkspartei während der achtziger Jahre war er der populärste Führer der Opposition, ein trefflicherer Journalist und ein Redner, dessen Worte zündend

*) Odis ist im Polnischen das Diminutiv für Alexander.

wie die keines andern in den großen Bauernversammlungen hängen. Die Begeisterung, die feste unerschütterliche Ueberzeugung, die ihn selbst erfüllte, strömte er auf seine Hörer aus. Der politische Kampf war ihm zugleich und wesentlich auch ein moralischer Kampf. Von diesem Standpunkt aus hat er in seinem Drama „Der König“ die Monarchie beschadet. Poetisch eines der schwächsten Werke, die Björnson geschrieben, ist es für die Psychologie des Dichters und Volksmannes von allergrößtem Interesse. Es hält sich, in diese Gedanken-gänge, die von der historisch-ökonomischen Auffassungsweise unsrer Zeit so weit abliegen, sich zurück zu finden. Wir werten heute das Königtum nach der Bedeutung, die ihm in den realen Klassenkämpfen zukommt. Anders in Björnsons Drama. Sein Held ist ein junger Fürst, der in dem Kampf, sich aus dem Schlingennetz der Lüge zu befreien, fällt, ein König, wie ihn Björnsons Herz sich wünschen würde. Die Form der Darstellung ist abstrakt, unpsychologisch, ans Allegorische streifend. Alles, was sich gegen die Monarchie von Björnsons Standpunkt aus moralisierend sagen läßt, wird diesem idealen Herrscher in den Mund gelegt. Er verkehrt mit Demokraten, bekennet sich zu den Doktrinen eines republikanischen Professors, will allem unbürgerlichen Pomp, allem nichtigen Schein, der ihn in hundert Gestalten umschmeichelt, entgehen. Er freit die Tochter jenes edlen Professors; der Tod entreiht sie ihm. Der Pistolenstich eines tollhänserlich fanatischen Republikaners stößt seinen besten Freund und Helfer nieder. Und so, verlassen von aller Welt — auch das Volk hat bei den Wahlen gegen ihn gesprochen — jagt er sich eine Kugel durch den Kopf. „Grüß mir das Christentum, es soll ein wachjames Auge auf das Königtum haben“, ruft er, Abschied nehmend vom Leben, den fatten heuchlerischen Stützen von Thron und Altar — dem Voigt, dem General, dem reichen Fabrikanten Bang, dem Pfarrer — zu... „Frage das Christentum im Lande, ob es nicht bald Zeit ist, sich mit dem Königtum zu beschäftigen? Es darf, so denkt mir, das Königtum nicht länger die große verführerische Dime spielen lassen, welche die Gedanken aller Bürger auf kriegerische Unternehmungen — was doch sehr gegen das Gebot der Nächstenliebe verstößt — und auf Klassenunterschiede, Luxus, Scheinwesen und Eitelkeit lenkt. Das Königtum ist ja nun doch eine so große Lüge geworden, daß es selbst die rechtschaffensten Unterthanen dazu zwingt, sich ihm in Lüge zu nähern.“ Es ist ein Radikalismus im Namen der Wahrheit, der Tugend und, ähnlich wie bei Tolstoi, im Namen eines, vom offiziellen Dogmentum befreiten Christentums. Etwas von der starren Kraft und dem Berge verfehenden Glauben des alten Puritanertums lebt darin. Nicht der Verstand, der, ehe er zur Ueberzeugung kommt, durch hundert Zweifelfragen hindurch geht, und die Spuren dieser in seinem Resultate nicht verwischen kann, das Gefühl hat ihn geboren.

Und diese Sinnesart tritt auch in dem berühmten Feldzug, den er, der Moralist des Königtums, dann später wider die „Polygamie“ unternahm, hervor. Auch die monogame Ehe, wie sie besteht, ist eine Lüge; aber sie soll zur Wahrheit werden, sie kann es! Sie ist Lüge, nicht nur durch den Geschlechtsverkehr außerhalb, sondern eben durch den vor der Ehe. Er prüft und wägt nicht lange, wie die Gestaltungen des sexuellen Lebens mit denen des ökonomisch-socialen Lebens zusammenhängen, und welche Tendenzen die gesellschaftliche Entwicklung in Zukunft aus sich heraus entwickeln mag. Die Grenzen, das Relativistische klemmen ihn nicht; er denkt in allgemeinen, absoluten Formeln; er dekretiert und fordert, auf ein loses Nützlich flüchtig überall her aus der Geschichte und den Naturwissenschaften zusammengeräffelter Argumente gestützt: Rein sollen Mann und Mädchen in die Ehe treten. Man überzeuge die Menschen von der Vernünftigkeit der Forderung, man kläre ihre Unwissenheit auf, man appelliere an ihren guten Willen, und alles wird sich ändern. Die Wünsche seines warmen, ehrlich-guten Herzens verlehren sich in seinem Sinne zu realen Möglichkeiten.

Björnson setzte alle Kraft an die Verkündung der Lehren; im ganzen Lande hielt er Versammlungen ab. Und seine Worte haben, so wenig sie die harten Wirklichkeiten ändern konnten, der geistigen Bewegung Scandinaviens viel befruchtende Keime zugeführt. Überall im Volk, in der Presse und Litteratur wurden die Probleme, an die er rührte, der Brüderie zum Troste, mit größter Freiheit diskutiert. Weithin im Positiven und Negativen lassen sich die Spuren verfolgen. In dem Roman „Thomas Rendalen“ und dem Drama „Der Handschuh“, einem Werk, in welchem bei aller offensichtlichen Tendenz doch die Figur Svabos, die dem Freier den Handschuh ins Gesicht schleudert, mit seiner Psychologie entwickelt ist, war er schon früher für diese seine Ueberzeugung eingetreten.

Das „Fällissement“, „Der Handschuh“ ist heute in Deutschland schon vergessen, und die späteren Dramen „Paul Lange und Thora Parsberg“ und „Laboremus“ haben im Ausland keinen weitwirkenden Eindruck gemacht. Aber bleiben wird „Ueber unsre Kraft“, dies große schmerzgefüllte Grablied, das er dem frommen Glauben singt, dem Glauben, der ihn selbst bis in die Mitte seiner Namensjahre begleitet hat. Welch tief geschaut, in all ihrer Fremdartigkeit so überzeugende Gestalt dieser Pastor Sang auf seinem einsamen Pfarrstuh, hoch oben im Lande der Mitternachtssonne, der kindlich gute, opferfreudige Mann, den man im Lande ringsumher als einen Heiligen verehrt! Welche zarte Innigkeit in dem Verhältnis zu der todkranken Frau und zu den Kindern! Und wie fügt sich alles zusammen um den Wunderglauben dieses Mannes, den Wunderglauben der Menge, die, während er für seine Frau die Glocken läutet, ihr Gallekuchl singt, uns glaublich zu machen, bis zu dem letzten Augen-

blick, wo das phantastische Trugbild jäh zusammensinkt. An Poesie der Schilderung und dramatisch innerlicher Spannung kann sich der zweite Teil des Doppeldramas, dem ersten nicht vergleichen. Als Drama des Klassenkampfes enttäuscht es nach großen Ansätzen durch die mythische, phantastische Friedens- und Versöhnungsbotschaft, in die es ausklingt. Man spürt es hier, mit seinem Herzen, das für Wahrheit und Recht schlägt, ist Björnson der alte Volksmann einer der unsren. Wie wäre es anders möglich! Aber noch hat sein Idealismus etwas Träumerisches, noch widerstrebt er, der auf so völlig anderem Geistesboden aufgewachsen, jener nüchternen realistischen, klaren Erfassung gesellschaftlichen Seins, die in dem Socialismus lebt und wirkt, und ihm zum hohen Ziel die sichern Wege weist. Doch in dem Gestaltenpaar des Elias und der Nabel strebt auch diese Dichtung mächtig aufwärts. Sie sind die Kinder Sangs, sie haben ihren Vater um das Wunder ringen sehen. Ihr Glaube brach in Stücke, aber der Sinn des Vaters lebt in ihnen fort, in Nabel als sanfte in enger Umgrenzung schaffende Menschenliebe, in Elias als erhabene Begeisterung, als „der Trieb ins Grenzenlose“, als Traum, durch unerhörte Opferthat die Menschheit zu erlösen. In diesem Glauben tötet er; aber die Leichen und die Trümmer des Schlosses sind nur Leichen und Trümmer, kein Flammenzeichen einer neuen Zeit. Auch er in seinem Drange, die Schranken, die dem Einzelnen, die unsrer Kraft gesetzt sind, zu durchbrechen, stürzt wie der Vater ohnmächtig in die Tiefen.

Die Gestalten Sangs und des Geschwisterpaars sind ein ragendes Demental, wie des Dichters, so des Menschen. Nur wer selbst reine Güte und das Sehnen einer mächtigen Begeisterung im Herzen trug, vermochte so tief empfundene innerlich wahre Symbole der Güte und des Sehns zu erschaffen. Mag ihm, dem Siebzigerjährigen, dem unermüdeten Strebenden, noch ein langer Arbeitstag mit reicher Ernte beschieden sein. — Conrad Schmidt.

Sonntagsplauderei.

In einem der Münchener Bräus, die in der gegenwärtigen Spannung der politischen Situation überbeschlußfähige Häuser aufweisen, setzte sich vor einigen Tagen an meinen Tisch ein stattlicher Herr. Er war ein lebender Beweis gegen die Fleischnot, und sein Angesicht machte den beruhigenden Eindruck eines rotgefärbten Bauges. Zwischen zwei Krügen hatte er die Gewohnheit, ein wenig einzunicken und zu schnarchen, während er beim Trinken die nachbarliche Mitleidigkeit eines Menschen besaß, der von seinem kleinen Wohnorte her gewohnt ist, jeden Mitbürger zu kennen. Der Mann sprach mich zuerst an, als am Rebenstische Hasenbraten bestellt wurde. Da bekam sein Aultig einen düsternen Zug und sein erfülltes Herz drängte ihn, sich mir zu offenbaren. „Hasenbraten“, bemerkte er in dem Ton trauernden Juchens, „da essen diese Berliner Hasenbraten, und unserns muß hier hoden, anstatt Hasen zu jagen. Ich habe das Geld vor die Jagdpacht diesmal wirklich rausgeschmissen. Sehen Sie mich an, daß ich schon seit acht Tage in diesen gräßlichen Berlin bin, wo es ja ganz nette Kirchen und auch gediegene Bierhäuser giebt, wo man aber doch keinem lebendigen Hasen antrifft und jeden Augenblick fürchtet, unter der Straßbahn zu kommen. Die verdammten Juden!... Ha, wenn ich Pöckler wäre!...“

Sein Schmerz begann mich zu interessieren. „Aber warum bleiben Sie denn da in Berlin, wenn Ihnen der Aufenthalt so verhasst ist?“ „Darum, warum“, schrie der Stattliche grimmig, „weil ich in u h!“ „Rein Mensch muß müssen.“

„Ach was, ich bin ja gar kein Mensch, ich bin ja bloß; — Reichstagsabgeordneter. Der Kriegerverein meiner Heimat hat es mich zur Pflicht gemacht, nach Berlin zu kommen, um im Reichstag für dem Kartoffelzoll thätig zu sein — wir producieren nämlich nur Kartoffeln — na, und da hat er mich mit dem Ausschluß gedroht, und da bin ich eben hierher gegendelt. Und ein Geld kostet das — ein Geld, ich bin beinahe blatt.“

„Ja, ja“, seufzte ich teilnehmend, „es sind schlechte Zeiten. Glauben Sie mir, es giebt Tage, wo Sie auch in meinem Beutel nicht den kleinsten Tausendmarkstein finden würden.“

Bei diesen Worten ging ein Aufleuchten über den Glühwanit meines Tischgefährten und er sagte geheimnisvoll: „Warten Sie, ich kann Sie helfen, geben Sie mich Ihre Adresse!“ ...

Tags darauf erhielt ich folgenden Brief, der mit einer kernhaften Hand abgefakt war:

Geärter Här!

Ich mache Sie folgenden Vorschlag, was Sie auf die Strimpe helfen wirt, weil Sie und Sie kennen einem Taler teglich Ferdighen und wofür Sie bloß mit in den Reichstach ver-täten thun brauchen und weshal ich kan Hasen jagen.

Neheres mindlig.

Mit härzlichen Grus und fränkste Diktraziohn
Moritz Lehmann
W. d. R.

Das Angebot überraschte mich ein wenig. Aber es reizte mich zugleich: Reichstags-Abgeordneter zu sein und noch einen Thaler dazukriegen, das war verlockend. Also suchte ich meinen Freund auf und erklärte mich „im Princip“ bereit. Aber ich äußerte auch Be-

denken: Wird man mich nicht erwischen und mich mit Schimpf und Schande hinausjagen?

Moritz Lehmann lachte ausgelassen. Dann hätte man ihm schon längst den Zutritt verweigert, denn auch ihn kenne niemand, er wisse selbst bisweilen nicht, ob er der richtige Reichstags-Abgeordnete sei. „Sie nehmen einfach“, bemerkte er, „meine Legitimationskarte und einen Haufen roter, weißer und blauer Karten. Sie setzen sich hinten rechts im Saale hin und thun, was Ihre Nebenmänner thun. Sie gehen heraus, wenn sie herausgehen, Sie schreien, wenn sie schreien, Sie geben, je nachdem was man neben Sie thut, einen roten, weißen, blauen Zettel ab, und stehen auf, wenn Ihre Nachbarn sich von die Plätze erheben. Mehr brauchen Sie nicht zu können.“

„Aber ich bin noch niemals im Reichstag gewesen“, wandte ich noch immer unschlüssig ein.

„Nun, dann kommen Sie mit mich mit, ich werde Ihnen einführen. Glauben Sie mich, es ist nicht schwer!“

Damit wanderten wir selbänder!

Der Thürhüter öffnete uns respektvoll. Moritz Lehmann sah ihn mit einem gewissen Kühnen, selbstverständlichen, gesetzgebenden Blick an, und der pompös angezogene Portier ließ uns anstandslos hinein. Oben bei den Garderobenständern schwanke der grauhaarige vornehme Diener, der mindestens früher Minister oder Kammerherr gewesen sein muß, eine Weile, ob er mir oder Moritz Lehmann den Mantel abnehmen sollte. Aber das M. d. R. warf wieder seinen Blick, den wahrhaft staatsbehaltenden Blick einer Person, die sich hier völlig wie zu Hause fühlte, und der Diener entschloß sich, ihm die Garderobe abzunehmen.

Alsdann begleitete mich mein Gönner auf die Zuschauertribüne. Ich ging sofort daran, mich zu vergewissern, ob die Stellvertreter-schaft durchführbar sei. Ich traf es gut. Neben mir saß ein Herr, der seit undenklicher Zeit täglicher Tribünenbesucher war, jeden Winkel des Hauses, die Geschäftsordnung, die Geschichte des Reichstages kannte, mit allen Persönlichkeiten vollauf vertraut war und seit dem zweiten Jahre seiner Besuche entmündigt werden mußte.

„Sie kennen also sämtliche Abgeordnete“, fragte ich. „Aber natürlich“, erwiderte er beleidigt.

„Also bitte, wer ist der Dicke da unten?“ Ich wies auf Moritz Lehmann, der mit einer imponierenden Würde auf seinem Sessel saß und sich anschickte, ein Schälchen zu machen.

„Bedaure, den habe ich noch niemals hier gesehen“, erwiderte der Parlamentskenner errötend!

„Und der da?“ — ich wies auf einen frommen glattrasierten Mann in schwarzem Rod.

„Auch der ist nie hier gewesen!“

„Aber jener, mit der Glage und den gewaltigen Hauern?“

„Wir völlig fremd!“

So fragte ich wohl nach hundert Individuen, die unten im Saale saßen, aber keines Namen war diesem wohlunterrichteten Stammgäste geläufig. Er entschuldigte sich wegen seiner Unwissenheit. Das seien alles Leute, die zum erstenmal sich hier blicken ließen, das seien eigentlich gar keine Abgeordnete, sondern nur parlamentarische Passanten. Man könne sie nicht einmal an der Stimme erkennen, seitdem statt des Namensausrufs die Papierstimmerei eingeführt ist. Endlich jedoch wußte er doch einen: Liebermann von Sonnenberg. Der gefiel mir, und ich beschloß, den ehrenvollen Auftrag anzunehmen und mein Quartier in der Nähe des Liebermann v. Sonnenberg zu wählen.

Moritz Lehmann war überglücklich, als ich meine Bereitwilligkeit erklärte. Er hängte mir seine Legitimation, zahllose Stimmkarten sowie sechs Thaler Vorschuß — für sechs Sitzungen — ein und versprach mir außerdem zwei feiste Hasen als Extrageschenk.

So wurde ich M. d. R., ohne jemals die Qualen eines Wahlkampfes erduldet zu haben.

Mit klopfendem Herzen betrat ich am nächsten Tag den Palast. Auf meinen „Blick“ wollte ich mich doch nicht ganz verlassen, und so ließ ich, wie aus Versehen, eine Stimmlarte fallen. Der Portier bückte sich und hob sie mir wieder auf, indem er sehr höflich grüßte: „Bitte, Herr Lehmann!“ Beim Garderobediener beschränkte ich mich auf den „Blick“, und ich wurde anstandslos meines allerdings etwas abgetragenen Havelocks entledigt; die Not der Landwirtschaft entschuldigt viel.

In der Wandelhalle promenierte ich einige Minuten, in, wie ich glaube, vorzüglicher Haltung. Es klingelte. Ich lief mit den andren in den Saal, entdeckte Liebermann v. Sonnenberg und ließ mich auf einem Platz unweit von ihm nieder.

In wenigen Minuten beherrschte ich das Handwerk eines staats-erhaltenden M. d. R. aus dem Grunde: Liebermann stand auf, ich auch. Man schrie: Segen! — ich sah wie angenagelt. Dann kam ein Herr mit einem Gefäß, das wie ein Cirkus-Kolon auf der einen Seite rosa, auf der andren weiß war. Liebermann gab eine rote Karte ab, ich auch. Der Herr mit dem Gefäß lächelte mir dankbar vertraulich zu. Jetzt geschah eine Weile gar nichts. Dann nannte der Präsident ein paar Zahlen, und jetzt begann ein Herr mit einem schwarzen Bart zu reden. Liebermann rief: „Wieder ein Jude!“ und lief samt zweihundert andren Wägledern aus dem Saal. Ich immer mit. Ich fand mich in der Restauration wieder, einer weiten Bahnhofshalle. Oben hatte ich mir die Serviette umgehunden und die von mir bestellte Erbsuppe mit Schweinsohren zu essen begonnen — sie

Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag: Vorwärts-Verlagsdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW

schmeckte erträglich — da entstand ein Gebimmel, als wären in der Hölle alle Glocken los. Mit einmal rennt man davon. Ich nehme flugs meinen Teller und trotzte hinterdrein. Schon bin ich an der kleinen „Ja“-Thür, die zum Saal führt, da werde ich noch zur rechten Zeit gewahrt, daß niemand sonst eine Serviette um- und seinen Teller mitgenommen hat. Hallo! Weisnahe hätte ich mich verraten. Beschämt laufe ich zurück und deponiere Teller und Serviette an meinem Platz in der Restauration. Dann wieder in den Saal. Blütende Blide treffen mich. Es ist offenbar: ich bin zu spät gekommen. Schon redet der Jude mit dem schwarzen Bart wieder. Wir traben heim in die Restauration. Natürlich waren die Schweinsohren eiskalt geworden.

Ich bin zwar noch ein junger Parlamentarier. Aber den Hauptschaden des gutgestimmten Parlamentarismus glaube ich doch mit Sicherheit erkannt zu haben. Dieser Schaden besteht darin, daß man nie ungestört essen kann. Ich behaupte, daß das auf die Dauer kein Parlament der Welt aushalten kann. Ich kenne kein Restaurant, das so unruhig ist, wie das des Reichstages. Jeden Augenblick wird man durch ein wildes Geklingel unterbrochen, und dann muß man über Hals und Kopf fortstürzen. Der Bureau-director Knaad sollte wirklich dafür sorgen, daß der infame Läuteapparat abgestellt wird. Nur dann können gesunde Zustände wieder eintreten.

Im übrigen habe ich mich schnell in die neuen Verhältnisse eingelebt und mich außerordentlich bewährt. Selbst der Adonis der Reichspartei, deren Vater ein Herr von Stumm sein soll, selbst Herr Arendt hat mir mit den Füßen aufmunternde Komplimente gemacht.

Einnmal schrie ich eine Viertelstunde ununterbrochen mit 200 prozentigem Lungenaufschlag: Runter von der Tribüne. Ein andermal wiederholte ich ständig: Mörderbande, Mörderbande. Ein drittes Mal wechselte ich die Ausrufe ab: Jude, stinkiger Jude, zwei Juden, zwei stinkige Juden. Ich kam mit einer Virtuosität niesen wie Herr Kropatschek — und meine Karten gebe ich mit verblüffender Fügigkeit ab, ohne die Farben jemals zu verwechseln. Nächstens werde ich — so weit bin ich bereits — auch das Wort verlangen und folgende Rede halten: „Herr Präsident, im Interesse der notleidenden Landwirtschaft beantrage ich Schluß der Debatte.“

Allerdings ist die lange Dauer der Sitzungen etwas anstrengend. Ich bin nicht gewöhnt, schon kurz nach Sonnenaufgang — um 10 Uhr morgens — thätig zu sein. Indessen was thut man nicht für die gute Sache! Ich habe auch Moritz Lehmann geschrieben, daß er mir für die Nacharbeit einen Extrazuschuß vergütet.

So werde ich mein Leben als stellvertretender Reichstags-Abgeordneter beschließen und patriotisch verhindern, daß dem Lande der traurige Anblick eines beschlußunfähigen Hauses geboten wird. Bravo — wie?

Alle meine Hoffnungen sind zertrümmert. Eben höre ich, daß die Juden-Sozials am nächsten Dienstag beantragen wollen, daß wegen der vielen fremden Gesichter vor Beginn jeder Sitzung die Identität der Anwesenden festgestellt werde. Vande!! —

Joo.

Humoristisches.

— Schmerzensäure. Schriftstellerin (zu ihrem Gatten): „Wenn Du nur wenigstens ein Typus wärest, den man für einen Roman verwenden könnte.“

— Zu viel verlangt. Direktor: „In dem neuen Stück müssen Sie unter andern ein Glas Wasser trinken!“

Schauspieler: „Aee, als Helden darsteller bin ich nicht engagiert!“

(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Der finnische Staatspreis (5000 M.) für die besten Werke auf dem Gebiete der schönen Literatur ist diesmal in vier Teile gegangen. Es erhielten: Dr. A. Leino (A. Lönnbohm) für ein historisches Schauspiel 1500 M., die Romanschriftstellerin Maila Talvio (Frau M. Mikkola) 1300 M., der Lyriker E. Tegengren 1200 M. und der Lustspieldichter L. Pakkala 1000 M.

— Von Lehmanns Drama „Rettung“ wird demnächst im Wunten Theater, zusammen mit „Maherchen“, einem Einakter desselben Autors, gegeben werden.

— „Hammer und Amboss“, ein dreiaktiger Schwanf von Heinrich Lee, erzielte bei der Erstaufführung im Meiningener Hoftheater einen starken Erfolg.

— Max Dreher's Bühnenstück „Das Thal des Lebens“ wird seine Premiere im Hamburger Schauspielhaus erleben. Für Berlin hat die Censur die Aufführung des Werkes bekanntlich verboten.

— In Breslau übernimmt Dr. Loewe, der bereits vier Theater dieser Stadt gepachtet hat, von 1904 ab auch noch das seit Jahren von Direktor Galm geleitete Sommertheater.

— Tschaikowskis Oper „Bique-Dame“ geht am 9. Dezember erstmalig in der Wiener Hofoper in Scene.

— „Der Kastelbinder“, eine Operette von Lehar, wird Weihnachten zum erstenmal im Wiener Carl-Theater aufgeführt werden. Auch das Berliner Central-Theater hat die neue Operette zur Aufführung angenommen.